

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 5 (1909-1910)

Artikel: Der taube Hannes
Autor: Kurz, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750847>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER TAUBE HANNES

VON HERMANN KURZ

Sie hatten in Dornach drunten, im Tal, Wein gemacht, die von Gempen.

Und es war ein lustiger Herbst gewesen. Es war aber auch alles da, dieses Mal. Da liess sich nichts sagen.

Ragelig dick voll waren die Stöcke behangen gewesen, und süss waren die Beeren.

Die Bärbel war beim versoffenen Turmwirt Jungmagd. Und der Köbi war dort Knechtlein.

Die Bärbel war eine gute Maid, nicht die gescheiteste. Dafür hatte sie aber ein ganz angängiges Äussere und lachen tat sie immer. Sie hatte aber auch schöne weisse Zähne.

Der Köbi aber war ein Draufgänger und hatte einen Strauss am Hute.

Nicht schlecht war er hinter den Mädchen her. Und die Mädchen —?

Je nun!

Als sich der Herbst so gut angelassen hatte, war überall in Gempen Freude und Jubel. Auch das Gesinde war guter Dinge. Denn der Meister konnte da, und wenn er noch so rackerig war, nicht anders. Er musste, wenn der Most hinüber war, ein Fässchen aufstellen.

Als der Turmwirt Vögtli seinen ersten Rausch vom diesjährigen Neuen getrunken hatte, wurde er mildselig und voller guter Dinge.

Den Höhepunkt seiner Freude erreichte er mitten im Nachmittage.

Und da ging er in die Scheune, in den Stall und da, wo sonst das Gesinde arbeitet, hin und holte sich alle, Mägdlein und Knechtlein zusammen.

In der Stube liess er aufwarten.

Und es ging hoch her. Er liess sich nicht foppen, der Turmwirt Vögtli, trotz seinem Rausch nicht.

Er gab seinem Gesinde ein Herrenessen und Trinken.

Da betranken sich alle.

Und als es finster war, ging der leichte Köbi mit der Bärbel.

Der Rosser hatte sich zwar die Bärbel ausersehen gehabt. Aber seine Beine wollten nicht mehr, wie seine Liebe wollte, als es so weit war.

Da konnte er nur noch dem Köbi hintendrein fluchen.

„Du sackerment Windhund du!“

Das konnte er, und betrinken bis zur Sinnlosigkeit konnte er sich auch noch.

Und am andern Morgen erwachte der Köbi in der Kammer der Bärbel.

Um die Weihnachtszeit herum flüsterte und wisperte die Bärbel dem Köbi etwas in das Ohr, als Weihnachtsgeschenk.

Aber der Köbi war damit nicht zufrieden.

Er schnürte in einer günstigen Nacht im Jänner des neuen Jahres sein Felleisen. Dann setzte er sich das Hütchen schräg auf den Kopf, wartete nicht bis Tag und ging ohne Morgensuppe —, ja, wohin ging auch der Köbi?

Das hat nie irgendwer in Gempfen erfahren. Keine Katze sah ihn je wieder dort.

Da wurde das gute Weinjahr der Bärbel ein arges, jämmerliches Weinjahr.

Aber alle ihre Tränen halfen ihr nichts.

* * *

Die Bärbel wurde, je mehr das Jahr voran machte, langsam und schwerfällig. Und gelb war ihr Gesicht geworden mit der Zeit.

Sie habe die Gelbsucht, die Bärbel, meinte der Turmwirt, als er einmal gerade nüchtern war und die Bärbel anschaute.

Doch gab es auch einige, die es besser wissen wollten und ganz etwas anderes behaupteten.

Da zogen sie aber den falschen Teil, die Besserwisser, die bössartigen.

Der Rosser legte sich in das Mittel.

Jedem drohte er das Fell zu verklopfen, und das tüchtig, der noch einmal so etwas über die Bärbel sagte.

„Die Dreckschnuren, die chaibischen, frechen“, sagte er noch obendrein.

Und da wurde das Gerede leiser und erstarb langsam.

Der Rosser hatte aber auch ein paar Arme, darüber liess sich nichts sagen.

Auch sonst hatte er Kräfte wie ein Ochse.

Das hätte aber doch nur für den Anfang ausgereicht, nach und nach wären sie doch wieder mit den Rätschereien gekommen.

Dass man dem Bärbel nichts, auch rein nichts ansah, das war es, das den Leuten ganz und gar das Maul stopfte.

Aber der Schein trügt.

Gegen den Heuet herum war es der Bärbel tagelang hundemiserabel schlecht.

Sie musste im Bette bleiben.

Und einmal an einem schönen Morgen kam die Bärbel nicht aus ihrem Zimmer herunter.

So gegen Mittag herum sind sie dann schauen gegangen.

Aber da war es schon zu spät.

Im Bette lag schneeweiss wie das Bettzeug die Bärbel.

Und mucksstille war sie.

Kein Glied rührte sie mehr. Sie war tot. So tot, wie ein Toter nur sein kann, meinte der Turmwirt, der wieder einen Rausch hatte.

Dafür lag aber am Fussende des Bettes ein kleines nacktes Büblein.

Es wimmerte und röchelte, das kleine Kindlein, und war elend und schwach.

„Das kommt kaum davon“, sagte eine Nachbarin.

Die Hebamme, die der Rosser inzwischen herbeigeholt hatte antwortete:

„Es ginge dem Wurm ja gut, wenn er zur Mutter käme. Es taugt allemal nichts, ein Uneheliches, und besonders, wenn die Mutter stirbt bei der Geburt.

Da legte sich aber der Rosser wieder in das Mittel.

„Er soll es recht haben, der Quäksie, der kleine, es soll ihm an nichts fehlen. Ich bin gut für den Bastard.“

Er wusste nicht, warum er das tat, der Rosser.

Ihm war einfach verdammt traurig zu Gemüte gewesen. Mit einmal kam es so an ihn, als er die tote Bärbel daliegen sah.

Er hatte es ja schliesslich auch gut und ehrlich mit dem Mädchen gemeint. Dass es so ein Mensch, so ein dummes, war, zum Ende, dafür konnte das Kindlein ja nichts.

„Er wird wohl auch nicht so ganz sauber an der Sache sein mit dem Bärbel, der Rosser“, sagten nach einigen Tagen die Leute unter sich.

Aber eine Frau aus dem Dorfe nahm den kleinen Bastard doch an für das Geld des Rossers. Trotz dem Gerede tat sie das, denn das Geld konnte ja schliesslich für das Geschwätz nichts. Und das Geld ist so etwas schönes. Wie viel Liebe tut man doch um das Geld nicht überall und allen auf der Welt.

Hannes nannten sie den Bastard.

* *

Einmal hatte sich der Rosser, wie er in letzter Zeit überhaupt viel tat, wieder gehörig betrunken.

Diesmal geschah es aus Ärger.

Der Doktor in Dornach, zu dem sie den Hannes gebracht hatten, sagte, dass der Hannes nichts höre, also ein Tauber sei.

„Gotts verdammt, Gotts verdammt!“ fluchte da der Rosser, als die Pflegemutter weinend und jammernd und das liebe, liebe Kind, das arme, bedauernd, ihm das gesagt hatte, „Gotts verdammt, alle sieben Hauptmängel hat der Bastard, wie ein jüdisches Ross, bei Gott.“

Aber der arme Knirps konnte ja dafür nichts.

„Weiter werde ich für ihn sorgen darum erst recht jetzt“, sagte der Rosser da, als er sich alles genau überlegt hatte.

Doch konnte er nicht anders, er musste seinen Ärger ob Gottes Ungerechtigkeit ersaufen. Und das tat er mit Wein, Bier und Schnaps, denn es brauchte viel, bis der Rosser genug hatte.

Über Gott redete er dabei auch gehörig. Er begehrte auf, weil der liebe Herrgott an dem armen Wurm jetzt auch alles auslasse. Schliesslich seien nicht einmal der Papst und der Kaiser selbst schuld daran, dass sie auf der Welt sind.

Aber ein guter Kamerad des Rossers, der noch ziemlich nüchtern war, benutzte die gute Gelegenheit, des Rossers Rausch, und foppte den Rosser ganz gehörig.

Der Rosser machte da böse Augen und schlug auf den Tisch. Aber er war schwach auf den Beinen. Und sein Kamerad wusste das und höhnte weiter.

Er sagte da:

„Weisst du, Rosser, an dem tauben Hannes hast du auch kein Meisterstück fertiggebracht.“

Das war dem Rosser zu viel.

Brüllend und fluchend und heulend torkelte er auf den andern zu.

Er hob die Faust.

Doch ehe er zuschlagen konnte, hatte der andere zugegriffen und den Rosser gefasst.

Mit aller Kraft hob er den schwer Trunkenen vom Boden hoch und trug ihn zur Tür.

Mit einem Fusstritt stiess er die Tür auf und warf den Rosser die Freitreppe hinunter.

Auf dem Boden vor dem Wirtshause blieb der Rosser liegen.

Und der Andere becherte nun lustig drauflos und freute sich seines Sieges.

Da kam ein neuer Gast rasch zur Tür herein gerannt.

„Wer hat denn das gekonnt?“ fragte er.

„Was denn?“

„Das da draussen. Es liegt da einer vor der Tür und rührt sich nicht. Ich glaube, es ist der Rosser vom Vögtli.“

Da wurde es dem Raufbold doch bedenklich zumute.

Er schaute einmal rasch nach dem Rosser draussen. Aber als er den baumstarken Menschen kalt und steif daliegen sah, freute er sich seines Sieges nicht mehr allzu sehr.

In derselben Nacht hatte er noch ein Geschäft mit dem Viehhändler Levy in Badisch-Rheinfeldern zu besorgen.

Und als am nächsten Morgen die Polizei von Dornach heraufkam und den Mörder mit sich nehmen wollte, konnte sie ihn nicht finden.

Es schien, dass er seine Geschäfte mit dem Viehhändler ganz gut durchgeführt hatte.

So verlor der Hannes seinen Ernährer.

Und das war nicht vom Besten für den Buben. Seine Pflegemutter fand da, dass sie an den ihrigen Kindern schon genug unnütze Fresser habe, und stellte den Hannes beim Ammann ein.

Sie wollte ihn ohne Kostgeld nicht behalten. Das wäre ja verrückt gewesen. Und jeder vernünftige Mensch musste ihr darin nur recht geben.

* *

Der Ammann wollte aber den tauben Hannes auch nicht. Zur Zierde gereichte er ja keinem Haushalte, der Bube, er war sehr hässlich. Dafür hatte er aber einen grossen Hunger und konnte für drei essen.

„Wie ein Drescher“, sagte der Ammann und nahm sich vor, den Vielfrass so rasch als möglich wegzuschaffen.

Der Hannes wurde vom Gemeindegeld verdungen.

Aber er wurde nirgends lange behalten. Er fresse zu viel, sagten alle.

Er hatte da eine böse Jugend, der taube Hannes.

Zum guten Ende, als der Bube im zehnten Jahre ging, wollte ihn kein Mensch im ganzen Dorf mehr nehmen.

Er hatte bis dahin in jeder Küche in Gempen schon gegessen und in jedem Hause hatte er bis dahin schon gewohnt.

Als es nicht mehr anders ging, hielt der Gemeinderat wegen des Hannes eine Sitzung ab.

Und da beschlossen die weisen Herren Räte mit ihrem Ammann, dass „von heute an der taube Hannes das Umessen habe. Jeder Bürger habe ihm der Reihe nach einen Tag Essen und Bettstelle zu geben.“

Dem tauben Hannes war alles recht, wenn er nur genug zu essen hatte.

Als er älter wurde, fand man, dass der Hannes eigentlich auch etwas arbeiten könne.

Und man stellte ihn da und dort an eine Arbeit.

Das Arbeiten behagte dem Hannes aber auch gar nicht. Doch lockte und verführte ihn der Batzen, den er für einen Tag Arbeit erhielt, jedesmal auf das Neue zur Arbeit.

Denn er hatte herausgebracht, dass er in der Schenke für seinen Batzen Schnaps bekam.

Und der Schnaps wurde zu seiner Leidenschaft.

Für Schnaps tat der taube Hannes alles.

Da gaben ihm auch die Bauern ab und zu ihre Reste auszutrinken.

Und einmal gab ihm ein Bauer einen ganzen geeichten Baslerschoppen Schnaps.

Aber auf einmal musste er das Glas austrinken.

Der taube Hannes verstand diese Gebärde wohl und trank auf einmal leer.

Da wurde er sinnlos betrunken.

Und die Bauern hatten da an dem sinnlosen Menschen ein Vergnügen, wie sonst an nichts.

Sie trieben allerlei mit ihm, und je toller er sich gebärdete, um so grösser war ihr Vergnügen.

Als alle Gäste das Wirtshaus verlassen hatten, warf der Wirt den Hannes dann allemal hinaus auf die Strasse.

Dort fand ihn der Nachtwächter von Gempfen.

Der besah sich den Hannes genau, und als er ihn erkannte, gab er ihm Schläge, wie er seinem Ochsen keine gab.

Auch gab er ihm Fusstritte in das Gesicht und trat ihm so alle Zähne ein.

Der Hannes wurde dadurch auch nicht schöner.

Aber vor Schmerz schrie er auf. Reden konnte er ja nicht. Gar rein nichts konnte er sagen. So schrie er vor Schmerz auf. Und dieses Schreien glich dem röchelnden Brüllen eines Stieres, der dem Schlächter im Rausche die Kehle nur halb durchschneidet.

Aber das tat alles nichts.

Der taube Hannes kam doch irgendwo unter.

Wenn er erwachte, lag er allemal irgendwo in einem Stalle beim anderen Vieh.

Doch fanden die Bauern so viel Gefallen an dem betrunkenen Hannes, dass er auch Schnaps hatte, so viel er wollte, auch wenn er nicht arbeitete.

Auch fand er im Walde eine verlassene, halb verfallene Holzhütte, in der er wohnte.

Und dort führte er ein gutes Leben.

Wenn er nichts mehr zum Essen hatte und Gelüste nach Schnaps, ging er in das Dorf.

Er bettelte zuerst das Essen und Abfälle, so viel man ihm gab, zusammen. Dann ging er, wenn er genug Essen zusammen hatte, in die Schenke.

Dort erfreute er dann mit seinem Rausche die Bauern.

So lebte der Hannes herrlich und in Freuden.

* *

Da wollte es einmal eine finstere Nacht werden.

Kein Stern war am Himmel und kein Funken Licht in der ganzen Gegend.

Ein fahler Dämmer lag über allem.

Schwere Wolken jagten am Himmel ihren Weg. Der Wind heulte in wilden Stößen durch das Gehölz. Das Gewölk verschob sich zu unförmigen, zerrissenen Gebilden. Und der Wind brachte einen schweren, dumpfen Sang mit sich weit her aus der Ferne.

Es klagte und jammerte, es kreischte und es schrie und röchelte wie in Todesqualen.

Es schien etwas geben zu wollen in dieser Nacht.

Im letzten Grauen ging der taube Hannes rasch und mit langen Schritten dem Dorfe zu.

Ihn hungerte.

Rasch füllte sich sein schmutziger Kartoffelsack, den er über der Schulter trug, mit Brot, Speckschwarten, abgenagten Schinkenknochen und sonstigem Abfall, den die Leute, welche keinen Hund hielten, für den Hannes aufsparten.

Vor dem Kreuze, seiner liebsten Schenke, blieb er stehen und prüfte den Inhalt seines Sackes.

Mit zufriedenem Gegrünze band er den Sack zu.

Er hatte genügend erbettelt.

Und dann wollte er auch nicht an dem Kreuze vorbeigehen. Der Schnaps des Kreuzwirts schmeckte ihm besser als der aus der Turmwirtschaft.

Er trat in die niedrige Wirtsstube ein.

Dicht voll war die Schenke besetzt. Die Mannen von Gempfen halten etwas darauf, zu zeigen, dass sie das Wirtshaussitzen vermögen.

Der taube Hannes hatte grossen Durst nach Schnaps.

Er brüllte, als er eintrat, laut auf. Er wusste, dass sein Gebrüll den Bauern Freude machte und dass sie ihm dann gewogen waren. Darum brüllte er.

Und er kannte seine Gempener von der Seite, der taube Hannes.

Ein junger dicker Bauer brachte ihm einen Schoppen Schnaps.

Gierig schüttete der Taube das scharfe Gesöff hinunter.

Aber heute sollte ein ganz guter Tag sein.

Und noch einmal liess der junge dicke Bauer dem Hannes das grosse Schnapsglas füllen.

Der Hannes sollte heute einmal einen ganz grossen Rausch haben.

Aber dem Hannes kam so allgemach der Schnaps zu Häupten. Er begann mit gurgelnden Tönen Laute auszustossen und machte groteske Sprünge.

Da lachten die Bauern auf.

Das war jetzt einmal etwas Rechtes heute, keiner hatte je den Hannes so gesehen.

Sie lachten und lachten und rückten vor Lachen auf ihren Stühlen hin und her. Aus vollem Halse lachten sie. Sie schrien vor Lachen hinaus, bis sie husten mussten.

Das konnten aber nicht alle vertragen. Und die das nicht konnten, gingen dann, wenn sie noch so weit auf den Beinen waren, vor die Tür hinaus und übergaben sich.

Der taube Hannes aber brüllte und tobte und tanzte wie verrückt.

Der Schaum kam ihm vor den Mund.

Da fiel er auf den Boden, dass es krachte, und liess das Wasser laufen.

Der Jubel und die Freude der Bauern steigerte sich zu nie geahnter Wucht.

Sie gingen da auf den schäumenden Hannes zu und fassten ihn wie ein halb verrecktes Kalb.

Auf den Hof hinaus trugen sie ihn, die Bauern.

In die Mistlache warfen sie ihn da und schleiften ihn ordentlich darin herum.

Aber sie waren keine schlechten Kameraden, die Bauern von Gempen.

Sie liessen den Hannes so nicht laufen. Sie zogen ihn aus der Lache und tauchten ihn ein paarmal recht tief in den Brunnentrog.

Und als er kaum mehr schnappen konnte, hatten sie genug von dem Hannes.

Sie liessen ihn neben dem Brunnentrog liegen und torkelten nach Hause.

Im warmen Bette erzählten sie dann den Frauen ihren Spass mit dem tauben Hannes. Dann assen sie noch etwas und sorgten im Vollgeföhle ihres eigenen Ichs für währschafte Nachkommen.

Der taube Hannes aber wälzte sich dort, wo sie ihn liegen gelassen hatten, herum. Er stöhnte und ächzte. Auch gab er von sich, was er in sich hatte, wie es gerade am besten ging.

Es war schon viel hinter Mitternacht.

Da stolperte der Nachtwächter, der in tiefem Sinnen einherzog, über den Hannes.

Der gute Nachtwächter ärgerte sich. Aber er hatte zu viel Sorge, als dass er nicht nachdenklich hätte sein dürfen.

Eben hatte ihm seine Frau das neunte Kind „geschenkt“.

Und was hatten sie doch nicht alles dagegen gemacht. Im ersten Monat, als es so weit war, hatte die Frau doch die ganze grosse Schürze voll schwerer Backsteine herumgeschleppt, ganze Nächte lang, treppauf, treppab. Und dann hatte sie Tee vom Lebensbaum an dem Grabe eines Selbstmörders getrunken. Aber auch das half nichts. Und als sie dann im vierten Monat einer Fledermaus, die er selbst um Mitternacht in dem Kirchturm mit Gefahr des Lebens gefangen hatte, das Eingeweide bei lebendigem Leibe herausriss mit den Zähnen und verschlang, da musste sie nur einige Tage lang erbrechen, was sie ass.

Und jetzt hatte ihm seine getreue Ehefrau das neunte Kind „geschenkt“.

Noch nie in seinem Leben hatte sich der Polizeidiener von Gempen derart hintersonnen.

Und in seinem Sinnen musste er auch noch über den tauben Hannes hinwegstolpern.

„Chaib“, fluchte er und schaute, wer da wohl auf der Strasse liege.

Am liebsten hätte er einfach darauf losgeschlagen, aber man konnte da nie wissen. Am Ende war es der Ammann.

Aber es war nur der taube Hannes.

Der Polizeidiener zog da mit seinem Knüttel los. Er walkte auf dem Betrunkenen herum und sein Gemüt erleichterte und hellte sich, wie die Sonne einen Nebeltag im Herbst hellt, wenn sie durchbricht.

Als es mit den Armen nicht mehr recht gehen wollte und er totmüde darin war, gab er dem Hannes noch ein paar Tritte in das Gesicht.

Da lief dem Hannes das Blut aus Mund und Nase.

Der Polizeidiener aber zog da weiter, seinem Amte nach.

Ihm war leicht und froh zu Gemüte.

* *

Es war gegen Morgen herum. Der Sturm hatte ausgeheult und der Himmel war klar und dunkelblau. Im Westen stand ein heller Streifen Frühlicht.

Der Tag musste bald anbrechen.

Da begann der Hannes zu winseln; wie ein kreuzlahmer Hund winselte er.

Und als die Sonne goldenes Licht über die Berge ergoss und herrlich aufging, schlug der Hannes die Augen auf. Sein Blick war feucht und tief, voller unsagbarer Angst und Grauen.

Aber wie er sich auch mühte, er konnte sich nicht rühren.

Da schrie er wild auf, grässlich und gequält. Sein Gesicht wurde starr, und in den Augen ging ein Sehnen auf nach Beistand, ein Sehnen nach einer milden Menschenhand.

Um ein bisschen Mitgefühl bettelte sein Blick. Sein Menschgefühl verlangte in seiner schweren Stunde danach.

Aber es dauerte nicht lange.

Alles verflog und sein Gesicht verzerrte sich zur unsäglichen Grimasse.

Da räkelte er sich und streckte sich und pfiff mit beiden Lungen den Atem heraus; dann röchelte er und war dann stille und starr. Nur seine Augen schauten weit und aufgerissen in den Himmel hinein, als suchten sie dort etwas, das sie nie und nimmer finden konnten.

War es ein bisschen Mitgefühl, das er im Himmel nicht finden konnte?

Als es mit dem Hannes zu Ende war, knarrte irgendwo in der Nähe eine Tür. Und eine Jungmagd ging vor sich hinsingend froh und glücklich zum Brunnen.

Der Arzt, der dem Hannes den Totenschein ausstellte, schüttelte verwundert den Kopf.

Er hatte noch nie einen Menschen derart von einem Rausch zugerichtet gesehen. Er hatte das Kreuz und einige Rippen gebrochen, der Hannes; auch ein Fuss war ausgerenkt.

Da haben ihn die Gempener begraben.

Und der Herr Pfarrer hatte noch nie eine solch schöne Rede gehalten, wie dem Hannes. Eigentlich hätte er nur wenig tun sollen, aber er kannte die Gempener, und des Hannes Rausch kannte er auch.

Da blieb kein Auge trocken.

Und noch eins hatte der taube Hannes allen Gempenern voraus.

Alle, alle trauerten ihm ehrlich nach. Und den jungen, dicken Bauern, der dem Hannes die beiden Schoppen Schnaps bezahlte, hassten sie von derselben Stunde an. Hatten doch die Gempener Bauern dadurch ihr schönstes Vergnügen verloren.

Denn etwas zweites so Lustiges wie den tauben Hannes hatte Gempen nicht aufzuweisen.

Diese Novelle erscheint gleichzeitig in dem Schweizer Novellenbuch „Unterm Firnelicht“ aus dem Verlag Eugen Salzer, Heilbronn, auf das wir zurückkommen werden.

DIE REDAKTION



VILLA D'ESTE

VON KONRAD FALKE

Liebchen, komm und stütze den Arm auf die steinerne Brüstung;

Dulde, dass still sich mein Arm dir um die junge Gestalt
Lege und innig die Hand dem trauten Busen sich ründe;

Und so, dem Haupte das Haupt eintrachtverbunden gesellt,
Lass uns die doppelten Blicke tief in die Wipfel entsenden,

Die aus dem schattigen Park ragen ins silberne Blau!